

Covid-19 und der Journalismus

Problemzonen im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit

Im November 2020, nach einem Terroranschlag in Wien, veröffentlichte die »Süddeutsche Zeitung« auf der Meinungsseite eine Karikatur. Sie zeigt eine winzige Insel mitten im Meer, auf der der österreichische Bundesadler gerade aus einem Nickerchen erwacht. Er muss überrascht und erschreckt feststellen, dass während seines Schlummerns zusätzlich zu den Corona-Pilzen Terror-Pilze aus dem Boden gewachsen sind. Die sehr reduziert dargestellte Umwelt des Bundesadlers, die bisher »nur« durch das Corona-Risiko bestimmt wurde, hat sich plötzlich um ein weiteres, als sehr bedeutend wahrgenommenes Risiko erweitert. Und das sorgt bei diesem Adler für Irritationen.¹

Im Februar 2020 spätestens hätte man eine ähnliche Karikatur zeichnen können, auf der zum Beispiel der deutsche Bundesadler oder auch der ganz gewöhnliche Bundesbürger auf einer Insel sein Schläfchen hält und nach dem Aufwachen erschreckt feststellen muss, dass er nicht mehr »nur« vom Klimawandel bedroht ist, vom Verlust der Biodiversität, von den »Neuen Rechten«, von Künstlicher Intelligenz, von rechts abbiegenden Lastwagen, Stickoxiden, Glyphosat, Gentechnik und Islamismus, sondern auch von einem neuartigen Corona-Virus, das sich ziemlich schnell auszubreiten beginnt und alles andere überdeckt.

Anfang 2021, also ein Jahr und Myriaden von Hintergründen, Karikaturen, Leitartikeln, Reportagen, Youtube-Clips, Medienkritiken und Verschwörungstheorien später, wirkt eine solche Aufzählung zum Auftakt vielleicht leicht verdächtig. Will hier etwa jemand die Angst vor dem Virus relativieren, seine Gefährlichkeit herunterspielen, will er »die Medien« geißeln dafür, dass sie mal wieder nicht gecheckt haben, worum

es wirklich geht? Mitnichten. Die Reihung soll einen Begriff in Erinnerung rufen, den die beiden Soziologen Ulrich Beck und Anthony Giddens vor gut 20 Jahren recht erfolgreich populär gemacht haben: »reflexive Modernisierung«. Er scheint mir geeignet zu sein, um ganz zu Beginn dieser Reflexion über Problemzonen des Verhältnisses zwischen Journalismus und Wissenschaft den Vorschlag zu unterbreiten, dieses Virus als ein Modernisierungsrisiko zu verstehen.

Corona als Modernisierungsrisiko

Der Begriff »reflexive Modernisierung« bezeichnet eine Dynamik der Moderne, die sich gezwungenermaßen auf Risiken konzentrieren muss. Diese Risiken entstehen tendenziell immer wieder und in zunehmendem Maße als unbeabsichtigte Nebenfolge bewusster Bemühungen um eine immer weiter getriebene Steigerung des wirtschaftlichen Wohlstands. Diese theoretische Figur steht nach dem Verständnis von Beck und Giddens für nichts weniger als einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel, da immer mehr Mühe darauf verwendet werden muss, die sekundären Folgen zu bewältigen, die sich aus einem dauerhaften Streben nach Fortschritt und Wachstum ergeben. Beck hätte die Corona-Pandemie wahrscheinlich nicht, zumindest nicht nur als »Naturkatastrophe« bezeichnet (was sie, soweit man bisher weiß, auch ist). Er hätte sie als Modernisierungsrisiko gedeutet, als nicht-intendierte Nebenfolge globaler Abhängigkeiten und Verflechtungen oder/und – wie der Weltbiodiversitätsrat² – als unbeabsichtigte Nebenfolge des menschlichen Vordringens in immer entlegene Regionen der Welt mit ihrem Reservoir potenziell gefährlicher pandemischer Viren.

Man könnte nun viele Zeichen auf die Erörterung verwenden, ob eine solche Deutung des Virus angemessen ist oder nicht. Worauf es ankommt, ist, dass sich die Rolle der Wissenschaft unter den Bedingungen einer reflexiven Modernisierung in dreierlei Hinsicht verändert: »Wissenschaft wird (Mit)Ursache, Definitionsmedium und Lösungsquelle von Risiken und öffnet sich gerade dadurch neue Märkte der Verwissenschaftlichung«.³ Nach dieser Diagnose geht der Kurs einer reflektierenden Moderne mit einer deutlichen Aufwertung der gesellschaftlichen Bedeutung der Wissenschaft einher, was die Corona-Krise eindrücklich veranschaulicht. Denn hier reüssiert Wissenschaft in ihrer Rolle als Definitionsmedium und Lösungsquelle. Als Modernisierungsrisiko lässt sich das Corona-Virus einreihen in eine Vielzahl weiterer substanzieller Risiken, wodurch diese soziologische Theorie Konturen gewinnt.

Es ist nun ebenso wenig sinnvoll, von »der Wissenschaft« zu sprechen wie über »die Medien«. Zwar ist die Rede von der Wissenschaft als Definitionsmedium zutreffend. Man kann die Gefahr, die von dem Coronavirus und vielen anderen modernen Risikoquellen ausgeht, nur wissenschaftlich vermittelt wahrnehmen. Das macht einen Teil der »Modernität« dieses Risikos aus. Das Risiko ist sinnlich nicht direkt erfahrbar. Man kann Kranke oder Tote zwar sehen und zählen. Man kann die Ursache des Leids aber nicht wahrnehmen. Man sieht allenfalls den Rauch. Um den in Beziehung setzen zu können zu dem Feuer, das ihn verursacht, ist man auf die Erkenntnisse eines hoch entwickelten wissenschaftlich-technischen Sektors angewiesen, der seine Einsichten in die Natur der Sache auf den Punkt beziehungsweise auf die Zahl bringt. Das ist keine Konstellation, die nur für Covid-19 gilt. Sie gilt ganz allgemein für sogenannte Modernisierungsrisiken, für deren Wahrnehmung und Milderung moderne Gesellschaften von der Wissenschaft abhängen.

Nun könnte der Singular »die Wissenschaft« zum Eindruck verführen, dass diese Definitionen eindeutig seien und dass es innerhalb der Wissenschaft nur eine Perspektive auf ein Risiko gäbe, »die eine« wissenschaftliche Perspektive eben. Das ist nicht der Fall. Bei Corona nicht, und auch sonst nicht. Allerdings ist es im Falle des Corona-Virus unbestreitbar so, dass im Wesentlichen zwei Wissenschaften, die Virologie nämlich und die Epidemiologie, die dominanten Disziplinen sind. Sie vermittelten gleich zu Beginn dieser Pandemie eine in ihrer Essenz einfache, steinharte Botschaft, an der in der Folge die Wellen des Diskurses etwa über Grundrechte oder ökonomische Folgen anbrandeten: Diese Pandemie wird in Deutschland und anderswo mit absoluter Sicherheit zu einer Übersterblichkeit führen, wenn die Verbreitung des SARS-CoV-2-Erregers nicht verlangsamt oder gestoppt wird.

Abhängigkeiten von Medien

Diese wissenschaftliche Botschaft erzeugte eine bislang beispiellose gesellschaftliche Resonanz. Die Bedeutung, die dem Medieninformationssystem dabei zukam, hat die amerikanische Medienwissenschaftlerin Sandra Ball-Rokeach auf eine knappe Formel gebracht: Je einschneidender Änderungen der sozialen Umwelt empfunden werden, desto wahrscheinlicher wird es, dass das »Medieninformationssystem« für praktisch alle Akteure zur wichtigsten Ressource wird, diese Umwelt zu verstehen und in ihr sinnvoll zu handeln.⁴ Das wiederum ist so zu verstehen, dass mit Erschei-

nen des Virus auf der Bildfläche das Wirkungspotenzial von Medien mindestens kurzfristig enorm angestiegen sein dürfte. Das ist aus dieser Perspektive aber weniger den Inszenierungskünsten des Journalismus oder denen von Influencerinnen und Influencern zuzurechnen, als eben der großen allgemeinen Verunsicherung, die dieses Virus ausgelöst hat.

Als Maß dieser Verunsicherung können die teilweise ganz erheblichen Reichweitengewinne für etablierte Medienorganisationen gelten. Die öffentlich-rechtlichen und privaten Informationsangebote des Fernsehens, praktisch die gesamte Presse – offline wie online – und auch das öffentlich-rechtlich organisierte Radio verzeichneten deutliche Zuwächse. In unsicheren Zeiten wächst der Bedarf an zuverlässigen Informationen, die man offenbar am ehesten bei etablierten und vertrauenswürdigen Anbietern erwartete.

Dieses Verhalten bleibt allerdings gekoppelt an die Voraussetzung, dass man den genannten Medien dieses Zutrauen auch entgegenbringt. Der Anteil derjenigen, für die das nicht zutrifft, wird von einschlägigen Umfragen auf etwa ein Fünftel beziffert.⁵ Sie sehen das Mediensystem mit den Mächtigen im Bunde, zweifeln an dessen Unabhängigkeit und Akkuratheit. Da aber das Corona-Virus auch diese Gruppe verunsichert, dürfte auch sogenannten alternativen Medien ein vergrößertes Einflusspotenzial zuzurechnen sein. Die Medienabhängigkeit der Journalismuskritikerinnen und -kritiker dürfte sogar deutlich stärker ausgeprägt sein. Denn diese Gruppe muss ja nicht nur die soziale Unsicherheit bewältigen, die mit der Verbreitung des Corona-Virus zusammenhängt. Sie sieht sich darüber hinaus fortgesetzt dem Problem gegenüber, dass ihre Deutungen der Situation in Widerspruch stehen zur dominanten öffentlichen Meinung, die sich in den traditionellen Medien ausbildet. Und genau das befördert Unsicherheit und erzeugt fortgesetzt Bedarf, sich der Richtigkeit seiner Minderheitenposition zu versichern.

Das bedeutet, dass die Abhängigkeit moderner Gesellschaften insbesondere von den traditionellen Medien und damit vom professionellen Journalismus durch die enorme gesellschaftliche und individuelle Relevanz dieses Corona-Virus offen zutage trat. Das ist prinzipiell vergleichbar mit der Abhängigkeit vom Gesundheitssystem. Im Regelbetrieb gibt es vielleicht Überkapazitäten bei den Klinikbetten. Im Ausnahmefall ist man froh, sie zu haben. Im Regelbetrieb gibt es vielleicht Überkapazitäten im traditionellen Mediensystem – beispielsweise zu viele Angebote mit zu geringer Reichweite. Im Ausnahmefall ist man froh, dass es sie gibt. Das deutsche Mediensystem ist im internationalen Vergleich durch ein hoch ausdifferenziertes, im Wesentlichen privatwirtschaftlich organisiertes

nationales, regionales und lokales Pressewesen und einen ebenfalls hochgradig ausdifferenzierten öffentlich-rechtlichen Rundfunk geprägt, der mit jährlich ungefähr acht Milliarden Euro Gebühreneinnahmen über fast doppelt so viel Geld verfügt wie die britische BBC, die den zweiten Platz im europäischen Ranking der am besten finanzierten öffentlich-rechtlichen Rundfunksysteme belegt. Obwohl das im Moment noch nicht empirisch zu belegen ist, kann man allein wegen dieses Umstandes davon ausgehen, dass es in Deutschland eine hoch differenzierte, enorm vielfältige, aber auch enorm redundante Berichterstattung über die Corona-Pandemie gab und gibt, in der sich aus meiner Sicht zwei Problemzonen herausgreifen lassen, die einer Erörterung würdig scheinen.

Problemzone 1: Der Umgang mit Zahlen

Ziemlich zu Beginn der Covid-19 Pandemie sagte der Berliner Virologe Christian Drosten mit Blick auf die unsichere Ermittlung der Todesrate, der Umgang mit Zahlen müsse »beherzt« sein.⁶ Vor allem numerisch präzise Quantifizierungen sind das Medium, mit dem wissenschaftliche Erkenntnisse gesellschaftliche Bedeutung erlangen. Der Wirtschaftswissenschaftler Charles F. Manski hat das mit einer schönen Anekdote illustriert, von der nicht sicher ist, ob sie auch stimmt. Die Geschichte handelt von einem Ökonomen, der angesichts großer wissenschaftlicher Unsicherheit dem US-Präsidenten Lyndon B. Johnson mehr oder weniger wahrscheinliche Spannbreiten präsentierte. Johnson soll relativ unwillig reagiert haben: »Ranges are for cattle. Give me a number!«⁷

Mit dieser Anekdote lässt sich ganz gut erahnen, wie aus unsicheren, mit vielen Vorbehalten belasteten wissenschaftlichen Erkenntnissen kühne Behauptungen selbstbewusster Politikerinnen und Politiker werden können, die über die politische Berichterstattung wiederum Eingang finden in eine breite Öffentlichkeit. Und es plausibilisiert zugleich, dass Forscherinnen und Forscher sich genötigt sehen können, präzise Quantifizierungen zu liefern, von denen sie allerdings genau wissen, dass sie weniger präzise sind, als sie einem Laien erscheinen mögen, der die Regeln ihrer wissenschaftlichen Fabrikation nicht versteht. Zu Illustrationszwecken kann man nochmals die jüngere Zeitgeschichte bemühen und auf die in der Epidemiologie gängige Praxis verweisen, die Bedeutung von Risikofaktoren durch die präzise Angabe von Todesopfern oder der Zahl verlorener Lebenszeit zu vermitteln.

Nach Erkenntnissen des Deutschen Krebsforschungszentrums beispielsweise starben bis 2005 über 3300 Menschen jährlich an den Folgen des

Passivrauchens.⁸ Diese Zahl hat es zu weiter Verbreitung in Massenmedien und politische Debatten um die Ausgestaltung des Nichtraucher-schutzes bis in die Begründung eines Urteils des Bundesverfassungsgerichtes hinein geschafft, mit dem die Klage einiger Wirte gegen das Nichtraucher-schutzgesetz vom April 2006 abgewiesen wurde.⁹ Ein weiteres Beispiel sind die weltweit zehn Millionen Opfer jährlich, die nach Berechnungen der britischen O'Neill-Kommission im Jahr 2050 durch Antibiotika-Resistenzen zu beklagen sein könnten – eine Quantifizierung, die 2014 ebenfalls nennenswerte Beachtung fand.¹⁰ Und das, obwohl jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler mindestens vermutet oder davon ausgeht, dass die Fabrikation solcher Exaktheit nur dann gelingt, wenn ihr Bezugspunkt nicht die Lebenswelt ist, sondern eine »schon im Voraus durch Idealisierung und Konstruktion objektivierte Welt von Idealitäten bzw. gewissen, den jeweiligen Maßskalen zuzuordnenden besonderen Idealgebilden«.¹¹

Das Verlockende und zugleich Problematische an präzisen Zahlen in der öffentlichen Kommunikation ist ihre Verständlichkeit und leichte Vermittelbarkeit, man benötigt für ihr Verständnis vordergründig keine Einschätzungshilfen. Und man kann sie, weil es halt Zahlen sind, mit anderen Zahlen vergleichen und so mit Bedeutung aufladen: 5123 Infizierte pro Tag im April sind weniger als 20 915 Infizierte im November, im November haben sich täglich vier Mal mehr infiziert als im April, verglichen mit der Situation im April hat sich die Situation im November also dramatisch verschlechtert, trotzdem bleiben die Schulen, anders als im April, offen – wie kann das nur sein?

Mit anderen Worten: Präzise Zahlen vermitteln suggestiv den Anschein von Exaktheit. Und sie vermitteln mindestens vordergründig leicht verständlich und hochverdichtet Tatsachen und verschleiern gerade deswegen die Schwierigkeiten, ihre Bedeutung zu erfassen. Das mag ein Weiterdenken des genannten Beispiels illustrieren. Das nötige Kontextwissen vorausgesetzt, *können* 5123 Infizierte pro Tag im April unter Umständen durchaus Ähnliches bedeuten wie 20 915 im November, wenn man zum Beispiel in Rechnung stellt, dass im November mehr oder anders getestet wurde als im April. Für die kontraintuitive Annahme, dass die Gleichung $5123 = 20\,915$ stimmen könnte, bleibt man auf die Deutung durch Expertinnen und Experten angewiesen, die mit Zahlen »beherzt« umgehen können, weil sie die Konstruktionsregeln der Quantifizierungen genau kennen.

Anders als in vielen anderen Risikodebatten hat der Zusammenhang zwischen der Zahl beziehungsweise Mustern von Zahlen und dem, was sie repräsentieren, Eingang gefunden in die massenmediale Berichterstattung, in herausgehobener Weise im Podcast »Corona-Virus-Update« des

Norddeutschen Rundfunks mit Christian Drost. Das ist als Besonderheit anzusprechen und Indiz eines vergleichsweise hohen Maßes an Differenziertheit der Berichterstattung. Trotzdem ist es illusorisch, anzunehmen, dass man dadurch die Suggestivkraft präziser Zahlen und anschaulicher Kurven brechen könnte. Wer im November einen im Vergleich zum April vier Mal höheren Ausschlag einer Kurve sieht, ist davon selbst dann beeindruckt, wenn er genau weiß, dass die Kurve nicht das repräsentiert, was sie doch ganz offensichtlich zeigt, nämlich vier Mal höhere Infektionszahlen.

Man kann aber deshalb nicht einfach auf präzise numerische Repräsentationen verzichten, davon zeugt allein die Omnipräsenz diverser Corona-Dashboards und die Akribie, mit der insbesondere der Datenjournalismus die unter anderem durch das Robert Koch-Institut bereit gestellten Zahlenkolonnen kontextualisiert und visualisiert hat und damit hohe Reichweiten erzielte. Warum? Vielleicht, weil nur durch die Transformation in diskrete Zeichen das eigentlich Unsichtbare sichtbar zu machen ist.¹² Die Dashboards und Infografiken sind die Rauchsäulen des im Verborgenen wütenden Feuers. Und man muss sich in Anbetracht der Einschränkungen, denen man unterworfen wird, geradezu täglich durch einen Blick auf die Rauchsäule versichern, dass das Feuer noch lodert.

Das Dilemma im Verhältnis zwischen Journalismus und Wissenschaft besteht darin, dass sich der Kontext der Zahlen, ihre teilweise hoch komplexen Konstruktionsregeln und damit ihre Bedeutung nicht automatisch mitvermitteln, was Missverständnissen Vorschub leisten kann. Man kann durch die einfache Verständlichkeit einer Botschaft dazu verleitet werden, seine eigentliche Inkompetenz zu unterschätzen, diese Botschaft zu deuten. Das nennt der Psychologe Rainer Bromme den »Easiness-Effekt«.¹³ Grundrechenarten beherrscht praktisch jeder, und so verfällt man unter bestimmten Voraussetzungen der Verlockung, weitreichende Schlüsse zu ziehen, die journalistisch umso attraktiver sind, je kritischer sie ausfallen.

Es handelt sich um eine Problemzone zwischen Journalismus und Wissenschaft, weil Veränderungen sowohl im Journalismus als auch in der Wissenschaft nötig wären, um sie zu bearbeiten. Das möchte ich durch eine weitere Anekdote illustrieren: Eine meiner Absolventinnen hat in ihrer Abschlussarbeit Epidemiologinnen und Epidemiologen befragt, die die Risiken des Passivrauchens national und international mithilfe absoluter Todeszahlen kommuniziert haben. Eine der Epidemiologinnen erzählte von einem Anruf eines Journalisten, der sie fragte, ob sie ihm Zugang zu einem Angehörigen eines Passivrauch-Todesopfers vermitteln könne. Dieses Ansinnen hat die Epidemiologin nicht unwesentlich erheitert. Es gibt halt kein »reales« Todesopfer. Nachdenklicher wurde sie allerdings bei der

Frage, ob sie durch diese Art der Wissenschaftskommunikation solchen Missverständnissen nicht fahrlässig oder mutwillig Vorschub leiste.

Problemzone 2: Die Auswahl von Expertinnen und Experten

Professioneller Journalismus ist durch zwei Formen von Expertise geprägt: der Auswahl- und Bewertungskompetenz und der Inszenierungskompetenz. Beide harmonieren dort in idealer Weise, wo es gelingt, hoch relevante, zutreffende Informationen in einer so attraktiven Weise zu vermitteln, dass sie weite Verbreitung finden. Es gibt spektakuläre Einzelfälle, die darauf deuten, dass der Inszenierungskompetenz gegenüber der Auswahl- und Bewertungskompetenz innerhalb des Journalismus eine vielleicht zu große Bedeutung beigemessen wird. Dazu zählt der Fall des ehemaligen »Spiegel«-Reporters Claas Relotius, der mit sehr eingängigen, allerdings weitgehend erfundenen Reportagen Journalistenpreise abräumte. Dazu zählt aber auch die Verleihung des Grimme-Preises für das »Corona-Virus-Update«. Hier hat die Medienbranche eine sehr erfolgreiche Inszenierung ausgezeichnet, für die nahezu keine journalistische Auswahl- und Bewertungsleistung nötig ist, weil sie ganz überwiegend vom Hauptakteur dieses Podcasts erbracht wird, nämlich von Christian Drosten, der bekanntlich kein Journalist ist.

Es gibt über solche Einzelfälle hinaus Muster in der journalistischen Auswahlpraxis von Expertinnen und Experten, die auf systematische Schwierigkeiten hindeuten, diese allerdings nicht belegen. In der Corona-Krise sind die Einordnungen und Bewertungen wissenschaftlicher Expertisen von zentraler Bedeutung. Auswahlkompetenz lässt sich daran messen, ob Journalistinnen und Journalisten Expertinnen und Experten konsultieren, von denen sie annehmen dürfen, dass diese auch wissen, worüber sie reden. In Studien lässt sich dies messen, indem man überprüft, ob die öffentliche Präsenz von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in Zusammenhang mit einer thematisch einschlägigen Publikationspraxis steht. Dies ist über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten sporadisch untersucht worden, zuletzt am Beispiel der Berichterstattung über die drei gesundheitlichen Risikophänomene Antibiotikaresistenzen, Ebola und die Schweinegrippe-Pandemie.¹⁴

Die Ergebnisse zeigen, dass es mindestens bei diesen drei Berichterstattungsfeldern keinen Zusammenhang gibt zwischen der Reputation eines wissenschaftlichen Experten oder einer Expertin und der Auswahl durch Journalistinnen und Journalisten. Dieses Kriterium spielt für die Auswahl offenbar kaum eine Rolle. Eine Ausnahme bilden lediglich die kleinen

Wissenschaftsressorts. Hier arbeiten Journalistinnen und Journalisten, die Expertinnen und Experten anhand der Themen, zu denen diese forschen und arbeiten, auswählen. Diese Befunde wurden zwischenzeitlich auch für weitere Themen reproduziert, allerdings noch nicht mit Blick auf die Corona-Pandemie.

Als harter Beleg einer mangelhaften Auswahlkompetenz innerhalb des Journalismus sind solche Befunde aber nicht voll überzeugend. Denn es gibt möglicherweise gute Gründe dafür, auch Expertinnen und Experten zu Wort kommen zu lassen, die über das Thema, zu dem sie sprechen, nicht publiziert haben. Darüber hinaus ist ein Schluss auf die Qualität der von den Expertinnen und Experten vermittelten Informationen nicht möglich. Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ohne thematisch einschlägige Expertise können durchaus zutreffende Informationen vermitteln. Was man aber festhalten kann, ist Folgendes: Der Journalismus in seiner Breite kann seine Auswahl von wissenschaftlichen Expertinnen und Experten nicht legitimieren. Das ist riskant. Denn er wird dadurch anfällig für Instrumentalisierungen. Er macht es Interessengruppen einfacher, öffentlichkeitswirksam Zweifel an unpassenden wissenschaftlichen Risikobotschaften zu säen. Zudem wird es leichter, Expertinnen und Experten dafür zu instrumentalisieren, schon feststehende, öffentlich attraktive Botschaften aufzuwerten. Hoch attraktiv sind in Risikodebatten von hoher Relevanz kritische Stimmen, die geeignet sind, Zweifel an der Angemessenheit einer vorausgegangenen, weitreichenden Alarmierung zu säen, vermeintliche oder tatsächliche Übertreibungen aufzudecken und dergleichen.

Ein weiteres Problem im Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Expertise und der Öffentlichkeit ist schwerer greifbar und bleibt in der Regel verdeckt. Es wird durch zwei Dinge maßgeblich begründet: Erstens durch die Neigung von Journalistinnen und Journalisten, Expertise mit konkreten, individuell erkennbaren Personen zu verknüpfen. Zweitens durch die Neigung zur Selbstbezüglichkeit. Eine der wahrscheinlich wichtigsten Gründe, warum Journalist A zum Zeitpunkt X eine Expertin oder einen Experten zu Wort kommen lässt, ist dieselbe Expertenwahl von Journalist B zu einem früheren Zeitpunkt Y. Beides zusammen führt in jeder großen öffentlichen Debatte – so auch im Fall der Corona-Pandemie – zu einer nennenswerten Ungleichheit der öffentlichen Präsenz bestimmter wissenschaftlicher Akteure, was man näherungsweise durch die 80/20-Pareto-Regel illustrieren kann: 80 Prozent der Expertenaussagen entfallen auf nur 20 Prozent der wissenschaftlichen Akteure, die an einem öffentlichen Diskurs teilnehmen. Diesen Akteuren kommt entsprechend eine herausgehobene Rolle in der öffentlichen Vermittlung wissenschaftlicher Expertise zu.

Zu einem Problem wird diese gesetzmäßig verlaufende Fokussierung auf eine kleine Gruppe von Expertinnen und Experten dann, wenn diese individuellen Akteure die Rolle, die ihnen im öffentlichen Diskurs zugewiesen wird, objektiv gar nicht erfüllen können, und zwar unabhängig von der Reputation, über die sie verfügen mögen. Diese Rolle besteht, verkürzt gesagt, darin, dass sie den jeweiligen wissenschaftlichen Kenntnisstand öffentlich repräsentieren und auf Kernbotschaften verdichten sollen, sie sollen Auskunft geben über den jeweiligen Stand der Forschung.

Aber wie kann ein individueller Akteur einen Kenntnisstand »repräsentieren«, der, wie im Falle der Corona-Pandemie, binnen kürzester Zeit Tausende von Einzelbefunden zu einzelnen Aspekten umfasst und in der Summe bis Dezember 2020 auf näherungsweise 80 000 Einzelpublikationen angewachsen ist? Man wird zwar davon ausgehen dürfen, dass ein Großteil dieser Ergebnisse gesellschaftlich und wissenschaftlich irrelevant ist. Gleichwohl kann prinzipiell jede dieser Studien öffentliche Kommunikation irritieren, besonders dann, wenn die Ergebnisse bisherigen Deutungen widersprechen oder diese relativieren. Gefragt sind dann die öffentlich sichtbaren Expertinnen und Experten. Sie sollen einordnen oder bewerten, was angesichts der Überfülle und angesichts der Zeitknappheit objektiv nicht leistbar ist.

So What?

Problemanalysen öffentlicher Kommunikation sind natürlich nicht hinreichend, um weitreichende Schlüsse ziehen zu können. Sie können allenfalls Anregungen liefern, welche Aspekte des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit vor dem Hintergrund einer stärkeren Relevanz substanzieller Risikolagen aus meiner Sicht größerer Aufmerksamkeit bedürfen. Einen möchte ich hervorheben: Die strukturellen Probleme, die in den beiden benannten Zonen aufscheinen, lassen sich sicher nicht dadurch mildern, dass man die Bereitschaft und Kompetenz von individuellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vergrößert, öffentlich zu kommunizieren. Dies führt wahrscheinlich nur dazu, dass immer mehr wissenschaftliche Akteure sich in einen Wettbewerb um öffentliche Aufmerksamkeit begeben. Auch ist es wahrscheinlich sinnlos, »dem« Journalismus zum wiederholten Male einbläuen zu wollen, endlich auch in der Breite Kompetenz für den Umgang mit Wissenschaft aufzubauen. Man sollte stattdessen überlegen, wie sich die wissenschaftliche Stimmenvielfalt besser bündeln lässt und wie man dem enormen Kompetenzge-

fälle zwischen Wissenschaft und Journalismus Rechnung tragen kann. Nachdenken sollte man zudem über die Schaffung neuer oder der Stärkung bestehender intermediärer Organisationen. Darunter zu verstehen sind auf Wissenschaftsvermittlung spezialisierte Organisationen wie etwa die Science Media Centers in Deutschland oder Großbritannien, die – weder den Logiken der Aufmerksamkeitsgewinnung noch denen des Wissenschaftsbetriebes unterworfen – der Vermittlung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit dienen.¹⁵ Dieses Nachdenken könnten die Erfahrungen mit der aktuellen Corona-Pandemie vielleicht befördern. Denn die Covid-19-Pandemie wird leider nicht der letzte Pilz sein, der aus dem Boden einsamer Modernisierunginseln wächst und kurzfristig alles andere überwuchert.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Sinisa Pismestrovic, Aufwachen auf der Insel der Seligen, in: Süddeutsche Zeitung, 10.11.2020, S. 4.
- 2 Vgl. Intergovernmental Platform on Biodiversity and Ecosystem Services, Workshop on Biodiversity and Pandemics, 2020, https://ipbes.net/sites/default/files/2020-10/20201028%20IPBES%20Pandemics%20Workshop%20Report%20Plain%20Text%20Final_0.pdf.
- 3 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986, S. 254.
- 4 Vgl. Sandra J. Ball-Rokeach, Media System Dependency Theory, 21.6.2010, <https://onlinelibrary.wiley.com/doi/abs/10.1002/9781405186407.wbiecm051>.
- 5 Vgl. Tanjev Schultz et al., Medienezynismus weiterhin verbreitet, aber mehr Menschen widersprechen. Mainzer Langzeitstudie Medienvertrauen 2019, in: Media Perspektiven 6/2020, S. 322–330.
- 6 Zit. nach Anja Martini/Christian Drosten, Coronavirusupdate. Folge 05, 3.3.2020, S. 1, www.ndr.de/nachrichten/info/coronaskript108.pdf.
- 7 Zit. nach Charles F. Manski, Public Policy in an Uncertain World. Analysis and Decisions, Cambridge MA–London 2013, S. 13.
- 8 Deutsches Krebsforschungszentrum, Gesundheitsgefährdung durch Passivrauchen – Deutschland muss handeln. Pressemitteilung, 7.12.2005, www.dkfz.de/de/presse/pressemitteilungen/2005/dkfz_pm_05_71.php.
- 9 Vgl. Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts (BVerfGE) 121, 317.
- 10 Vgl. Jim O’Neill et al., Tackling Drug-Resistant Infections Globally: Final Report and Recommendations, Mai 2016, https://amr-review.org/sites/default/files/160525_Final%20paper_with%20cover.pdf.
- 11 Edmund Husserl, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, Hamburg 2012 [1934–37], S. 33.
- 12 Vgl. Armin Nassehi, Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft, München 2019.
- 13 Lisa Scharrer et al., When Science Becomes Too Easy: Science Popularization Inclines Laypeople to Underrate Their Dependence on Experts, in: Public Understanding of Science 8/2017, S. 1003–1018.
- 14 Vgl. Markus Lehmkuhl/Melanie Leidecker–Sandmann, »Visible scientists revisited«. Zum Zusammenhang von wissenschaftlicher Reputation und der Präsenz wissenschaftlicher Experten in der Medienberichterstattung über Infektionskrankheiten, in: Publizistik 4/2019, S. 479–502.
- 15 Vgl. Volker Stollorz, Herausforderungen für den Journalismus über Wissenschaft in der Coronapandemie – erste Beobachtungen zu einem Weltereignis, 2.12.2020, <https://link.springer.com/article/10.1007/s00103-020-03257-x>.